

Das Feuer und der **KREBS**

Feuerwehrleute haben ein höheres Krebsrisiko.

Nun soll eine Pilotstudie untersuchen, ob es einen

Zusammenhang mit ihren Einsätzen gibt.

Das könnte enorme Auswirkungen haben

Der Einsatz war extrem, selbst für die erfahrensten Feuerwehrleute: Hundert Tonnen Duftöl hatten sich im Inneren eines Hochbunkers entzündet und ein Inferno entfacht. Auf dem Bauch kriechend kämpften sich die Einsatzkräfte im August 2015 durch den grauen Kubus mit seinen meterdicken Stahlbetonwänden, als Brandgase unvermittelt explodierten, und eine Rauchwolke mit Druck erst durch den

VON DENIS FENGLER

Bunker und dann durch die schmalen Türgänge in die umliegenden Straßenzüge gestoßen wurde. Eine Wolke, die rußschwarz färbte, was sich ihr in den Weg stellte: Selbst die grellgelben Neonstreifen an den Feuerwehruniformen leuchteten nicht mehr.

Eine ölig-glänzende Schicht legte sich auf die Einsatzmonturen, auf die gelben Helme, die Atemschutzgeräte, später auch auf die erschöpften Gesichter und die schweißnassen Hände, als sie sich ihrer Masken und Handschuhe entledigt hatten – die schwarze Schmiere war einfach überall. Und sie enthielt Schadstof-

fe, die sich später möglicherweise auch

in den Körperzellen der Einsatzkräfte wiederfanden. Schadstoffe, die das Erbgut verändern, die Krebs auslösen können. Stoffe wie Ruß, polyzyklische aromatische Kohlenwasserstoffe oder Asbest, die dafür verantwortlich sein könnten, das Feuerwehrleute ein bis zu 30 Prozent höheres Risiko haben, an Hautkrebs, Prostatakrebs, Hodenkrebs oder dem Non-Hodgkin-Lymphom zu erkranken. „Feuerkrebs“ nennen die Einsatzkräfte das Phänomen.

Dem will man in Hamburg jetzt mit einer weltweit einmaligen Pilotstudie auf die Schliche kommen. Denn auch wenn mittlerweile als wissenschaftlich gesichert gilt, dass Feuerwehrleute häufiger erkranken, den Nachweis, dass dies durch die Gifte ausgelöst wird, denen die Einsatzkräfte bei Bränden ausgesetzt sind, ist noch nicht erbracht worden. Sollte die Hamburger Studie den Zusammenhang beweisen, hätte das enorme Auswirkungen: Es geht um Geld, um viel Geld, um Millionen Euro. Für Entschädigungen etwa, für Feuerwehrleute die aufgrund ihrer Arbeit erkrankten. Für zusätzliche und möglicherweise bessere Einsatz-Kleidung und bauliche Änderungen, damit die Beamten und freiwilligen Einsatzkräfte so wenig wie möglich mit den Schadstoffen in Berührung kommen. „Wir werden

eine ganz neu aufstellen müssen“, sagt Hamburgs Feuerwehrchef Maurer.

Und er sagt auch: Das, was gerade in der Hansestadt erarbeitet werde, sei für alle 1,2 Millionen Feuerwehrleute in ganz Deutschland wichtig: „Wir haben die Pflicht, die Gesundheit unserer Mitarbeiter zu erhalten.“ Alternativen gebe es nicht. Deswegen soll es auch die umfassendste und genaueste Studie dieser Art werden. Ihr Design wird gemeinsam von der Deutschen Gesetzlichen Unfallversicherung (DGUV) und dem Zentralinstitut für Arbeitsmedizin und Maritime Medizin (ZFAM) entwickelt. Die Feuerwehrleute sollen sich dabei – wohl ab Mitte des Jahres, sofern bis dahin die Finanzierung ganz gesichert ist – über Monate einem strengen Biomonitoring unterwerfen, nach Einsätzen Urinproben, Wischproben von der Haut, Blutproben abgeben. Zeitgleich werden an den Einsatzorten Luft- und Brandrauchproben genommen. Das Ziel des Ganzen: Nachzuforschen, auf welchem Weg welche Schadstoffe in die Körper der Einsatzkräfte gelangen.

Anzunehmen ist, dass die Schadstoffe vor allem über die Haut aufgenommen werden. Während eines Einsatzes schwitzen die Feuerwehrleute stark, die Poren der Haut öffnen sich und bieten ein willkommenes Einfallstor für Schadstoffe: „Bei einem Brand mit hohen Temperaturen ist die Gefahr, dass Schadstoffe über die Haut der Kollegen eindringen 400 Mal größer als normal“, sagt Marcus Bätge, der Experte des Berufsverbandes Feuerwehr in Sachen Feuerkrebs. Selbst zwei, drei Tage nach einem Einsatz wie in dem Hochbunker würden beim Waschen so viele Rußpartikel aus der Haut gespült, dass diese das Duschwasser dreckig färbten.

Doch eben dieser rußverschmierte Brandbekämpfer sei bislang das Bild gewesen, das den modernen Helden Feuerwehrmann in der Öffentlichkeit ausgemacht habe, sagt Bätge. Und eines, wie sich viele Kollegen selbst gern sehen würden: Deswegen gibt es bereits

eine Aufklärungskampagne des Berufsverbandes; sie heißt „Wahre Helden schützen sich – auch danach“ und ist angelehnt an die bekannte Anti-Aids-Kampagne. Anstelle der roten Schlaufe steht hier ein eingeschlagener roter Feuerwehrschauch. Doch offenbar hilft sie bisher noch nicht allzu viel: Es gebe Kollegen, die ihre Helme nicht putzten, weil die ihr ganzes Feuerwehrleben dafür gearbeitet hätten, dass die so benutzt wie möglich aussehe, erklärt Bätge: „Und bei Unwettereinsätzen läuft ihnen dann das Wasser mit dem Schmutz vom Helm in den Nacken.“ Doch es müsse anders gehen, auch ohne Ruß im Gesicht.

Eine Möglichkeit, wie das gehen könnte, ist als „Schwarz-Weiß-Trennung“ bekannt: Feuerwehrleute sollten so wenig wie möglich mit Brandrückständen in Kontakt kommen, außerhalb von Einsätzen schon gar nicht. Doch das ist schwieriger als gedacht, denn mit der Technik und den Anzügen tragen die Retter die krebserregenden Rückstände auch in die Fahrzeuge und die Unterkünfte, wo sie eingeatmet oder über die Haut aufgenommen werden könnten. In den Wachen der Berufsfeuerwehr wird die Trennung weitestgehend praktiziert, dort stehen die Spinde in einem abgetrennten und extra belüfteten Raum.

Bei der Freiwilligen Feuerwehr aber, mit ihren Jugend- und Minifeuerwehrangeboten ist das Thema weitgehend Neuland, Belüftungen und Extraräume sind selten. Und auch in den offiziellen Stellen ist man sich unsicher: Müssten sich die Beamten nach einem Einsatz nicht umziehen, fragt Feuerwehrchef Maurer? Oder besser, sich vor Ort kalt ab duschen? Kalt, damit die Hautporen geschlossen bleiben. Was aber ist im Winter? Und müssten einem Beamten nicht gleich mehrere Garnituren der sündhaft teuren Spezialkleidung zur Verfügung gestellt werden, damit sie regelmäßiger gereinigt werden? Viele Fragen und kaum Antworten.

Dafür, dass es mehr Antworten werden, dafür kämpft Sven Burghause. Der Feuerwehrmann leidet seit zehn Jahren an Krebs; 2006 erkrankte er zum ersten Mal an Hodenkrebs, vor zwei Jahren dann das zweite Mal. „Metastasen wurden erst im Bauchraum, später auch im Brustkorb entdeckt“, erklärt er. Die letzte Dekade wurde von großen Operationen, Chemotherapien und schmerzhaften Nebenwirkungen bestimmt. Er liebt seinen Job, das Brände löschen, das besondere, vertraute Verhältnis zu den Kameraden, deshalb ist er Feuerwehrmann geworden. Und er ist sich genauso sicher, dass der Krebs durch die Schadstoffe ausgelöst wurde, denen er bei der Arbeit ausgesetzt war. Es gehe gar nicht um den einen großen Einsatz, bei dem besonders viele Schadstoffe freigesetzt werden. Die Gefahr sei immer da, egal ob eine Wohnung, ein

Mülleimer oder einen Bunker gelöscht werde. In Burghauses Familie ist kein Fall von Hodenkrebs bekannt. „Wem vertrauen die Menschen?“, fragt er. „Den Feuerwehrleuten“, antwortet er sich dann selbst, „die alles tun, um sie aus Notsituationen retten. Doch was

ist, wenn wir selbst in Not sind?“. Der 34-Jährige, der sich momentan an seiner Wache in Wilhelmsburg langsam in den Dienst zurückkämpft, hat Angst. Davor, dass der Krebs wiederkommt und dass seine Familie nichts ausreichend versorgt ist, sollte ihn seine Krankheit

doch besiegen. „Es ist wichtig, dass Feuerkrebs als Berufskrankheit anerkannt wird“, sagt er mit Blick auf seine beiden Kinder, deren Geburten zu den besonders hellen Lichtstrahlen in den ansonsten trüben letzten Jahren zählen: „Das Thema muss vorangetrieben werden!“.